

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 20 (1916-1917)
Heft: 10

Artikel: Marroni : eine Geschichte
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662543>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Marroni.

Eine Geschichte von Adolf Böttlin.

(Nachdruck verboten.)

Der Kleinfrämer Kümmerli, dessen tragi-komisches Ende ich hier erzähle, war eine Straßenbekanntschaft von mir. Zum erstenmale begegnete ich ihm beim Kastanienbrater Giovanni, einem beliebten jungen Italiener, der in einem Hausflur an der Gemeindeftraße, unfern unserer Wohnung, sein Zelt aufgeschlagen hatte. Als ich neulich in der Zeitung las, auf welcher seltsamen Weise Herr Kümmerli gestorben sei, kam mir jene erste Begegnung plötzlich wieder in Erinnerung, und der Ausspruch, den Giovanni damals tat, erschien mir wie ein Orakel, zu dessen Erfüllung die Ironie des Schicksals häufig die komischen Eigenschaften der Menschen benützt, um sie ohne eigentliche Willensbetätigung von ihrer Seite an unsichtbaren Fäden dem Verderben entgegenzuführen. Noch 'seh' ich Kümmerli deutlich vor mir, wie er Giovanni, der ihm das richtige Gewicht Kastanien zugemessen hatte, noch ein paar von den glänzend braunen Früchten abmarktete, worauf Giovanni unter drolligem Augenrollen und fröhlichem Lachen bemerkte: „Herr Kümmerli will zu Tod essa fur nix, eh?“

Diese Worte fielen mir wieder ein, als mir Giovanni, der ungefähr zu gleicher Zeit mit mir in ein anderes Quartier umgezogen war, und mit dem ich immer noch gern verkehrte, die im folgenden vertwerteten Einzelheiten über das Ende des Männchens erzählte.

Als Kümmerli vor mehr als Jahresfrist seine liebe Frau in die Erde legte, verbreiteten böse Mäuler das üble Gerücht, sie sei bloß darum gestorben, weil er gefunden habe, es sei billiger, den Arzt erst nach dem Tode zu konsultieren als vor demselben, und obendrein erspare man sich durch dieses abgekürzte Verfahren die Apothekerkosten.

So war es um den Ruf des alternden Männleins bestellt. Allerlei Lobsprüche solch tugendhafter Art hatte er seit Jahren von aufrichtigen Seelen anhören müssen; allein er sagte sich, wenn etwa das Gewissen erwachen wollte, zu dessen Beschwichtigung, und immer mit vollem Erfolg: Schwagt ihr nur! Ich bin besser als mein Ruf!

An einem Abend um die Herbstzeit saß er mit seiner einzigen Tochter in der Stube, die mit Bildern aus Familienblattmakulatur sorgfältig vom Boden bis zur Diele austapeziert war, am Tisch und lag mit ihr einem offenbar traurigen Geschäft ob, ... er schluchzte zeitweilen wie ein bestraftes Kind.

Die Tochter schnitt nämlich von den eingegangenen Kondolenzkarten und den fast oder ganz leeren Seiten die schwarzen Ränder ab und radierte die darauf gedruckte oder geschriebene Teilnahme mit einem Messerchen aus; dann schob sie die Blätter dem Vater zu, der sie auf zwei verschiedene For-

mate ordnete und mit einer Handpresse bedruckte. „Die hab' ich einmal auf einer Gant für zehn Klappen erstanden, Josephine,“ sagte er, auf das Spielzeug hinweisend, „neu muß sie mindestens fünfzigmal mehr gekostet haben,“ sagte er Weinerlich und pfuschte wieder eins, obschon angesichts des ungeheuer guten Geschäfts gar kein Anlaß zum Tränenvergießen vorhanden war. Auf die ehemaligen Leidkarten druckte er mit großer Gewichtigkeit Quittungsterte, indem er dabei den Raum für den Namen des Schuldners, sowie für die Beträge offen ließ.

„Diese Empfangsscheine werde ich nicht mehr aufbrauchen, Josephine. Ohne die Mutter kann ich's nicht lange mehr aushalten, das weiß ich.“

„Red' doch nicht so, Vater,“ bemerkte die Tochter schüchtern. „Ich will dich schon pflegen, daß es dir noch lange gut geht.“

Kümmerli sah sie etwas mißtrauisch aus den Augenwinkeln an. „Nun, sie sind dann für dich da,“ fuhr er unbeirrt fort. „Du mußt nämlich wissen, daß ich ein Stümpchen Geld aus Vorsicht nur gegen mehrfache Sicherheit an lauter kleine Leute ausgeliehen habe, die mehr Zinsen zahlen als die großen Banken.“

„Wieviel ist es denn, Vater?“ entfuhr es ihren Lippen, die anscheinend ebenso beweglich waren wie ihr Herzchen. Da machte er ihr große Augen und sagte mit ängstlichem Ernst: „Nun, das wirst du dann einmal sehen; einstweilen denkst du noch nicht ans Erben, oder?“

„Aber, Vater,“ sagte Josephine, sichtlich verletzt.

Kümmerli merkte das wohl, und es beruhigte ihn. Während er schweigsam seiner Arbeit oblag, war er bedacht, wie er ihr einen Beweis seines Vertrauens geben könnte. Sie war ja doch nunmehr der einzige Mensch, auf den er sich verlassen durfte. Am besten konnte er wohl seinen Zweck erreichen, wenn er sie in seine wirtschaftlichen Absichten einweihte.

Nach einer Weile bemerkte er in gewinnendem Tone: „Wir müssen jetzt daran denken, unsern Laden zu vermieten, da ich ihn auf die Dauer nicht allein bedienen kann und deine Stelle im Bankgeschäft dir mehr einbringt, als wenn du für die Mutter einstündest.“

„Das hab' ich mir auch schon vorgestellt, Vater. Und mittags nehmen wir die Kantine, es kommt uns billiger zu stehn.“ Der Alte nickte.

„Und was meinst du, Vater, sollten wir nicht auch den Hausflur, der so breit ist wie unser Laden, zu vermieten suchen?“

In den Augen des Alten glomm ein kleiner Funken der Freude auf und er sah ihr, fast vergnügt über den Geschäftssinn seiner Tochter, ein Weilchen ins Gesicht. „Du Sapperloter, das ist ein guter Einfall! Aber wem vermieten?“

„O, ich wüßte schon jemand . . . der Giovanni drüben!“

Kümmerli erhob sich, mit beiden Händen nachhelfend, ging langsam

nach der Straßenseite, öffnete bedächtig das kleine Fenster mit den blinden Scheiben und sah in die Gasse hinab. Im Flur des gegenüberliegenden Hauses stand ein schöner schlanker Jüngling, dem schwarzes Gelock in die Stirne fiel, eben beim Bratherd und wartete, eifrig in der Löffelpfanne umherrührend, der schmorenden Kastanien.

„O, Marroni!“ rief er entzückt. „Es geht halt doch nichts über den Duft von gebratenen Marroni!“ sagte der Alte und sog von draußen die Luft begierig ein, indem er zur Vertiefung des Genusses die Augenlider schloß. Dann machte er das Fensterchen zu, daß es kühl hereinwehte und bemerkte trocken: „Drüben im Tessin braten die Italiener die *S t a r e* in der Pfanne, wie's in der Zeitung steht, und hier bei uns die *M a r r o n i*; also muß es Herbst sein . . . ja, ja, es ist Herbst,“ sagte er mit einem Anflug von Wehmut, als sehe er schon den grimmigen Winter vor der Tür.

„Giovanni würde sofort seinen Bratherd und ein Gestell für Südf Früchte errichten. Er hält alles recht sauber, wie du siehst,“ fuhr die Tochter ruhig fort.

„Ich hätte nichts dagegen; er ist ein artiger junger Mann. Und ungerade meint er's auch gerade nicht. Schon oft hat er mir zwei oder drei Marroni Zugewicht gegeben . . . Wenn du meinst, so geh' und red' einmal mit ihm. Für hundert Franken im Jahr kann er den Hausflur haben; du darfst im Notfall bis auf fünfzig heruntergehen. Das ist ja gefundenes Geld.“

„Soll ich gleich jetzt gehen?“

„Warum nicht? . . . Kleine Geschäfte sind das beste Mittel gegen Herzeleid,“ sagte er und in seinem dünnen Stimmchen zitterte schon etwas wir Vorfreude über den zukünftigen Gewinn. „Du kannst mir ja für fünf Kappen Marroni kaufen, oder für sieben, damit d u a u c h etwas hast zum Knuspern. Es macht sich besser so. Dann läßt du nebenbei fallen, du hättest gehört, er wolle umziehen und suchst allmählich ein Angebot aus ihm herauszuholen.“

„Ich bin ja deine Tochter,“ sagte Josephine belustigt, „laß mich nur machen.“

„Also denn in Gottes Namen!“

Wozu der liebe Gott nicht herhalten muß, dachte Josephine im stillen, als sie hinter dem Rücken ihres Vaters sich zum Ausgang rüstete. Während sie sich im Spiegel über ihr hübsches Aussehen vergewisserte, setzte sich Rümmerli am Tisch in Notarpositur, nahm mit der Feder vorsichtig ein Tröpfchen Tinte ums andere aus dem Schreibgeschirr und komponierte bereits einen Vertrag. So sicher war er seiner Sache; der Hausflur in seinem Eckhaus, das an einer Straßenkreuzung lag, bot zu große Vorteile, als daß sie der Italiener unbenützt lassen würde.

Nach wenigen Minuten duftete es von heißen Kastanien im Zimmer. Josephine breitete sie auf einem Teller vor dem Vater aus und rief: „Es ist abgemacht, Vater; Giovanni mietet!“

„Um fünfzig; er bezahle dort drüben nur fünfundzwanzig. Aber aus freien Stücken anerbote er sich zu einem Servitut ... So lang ik aben Marroni ganz eiß, will giba ik Err Vater seine zehn Stuck Marroni ganz eiß jeda Aben; brauch nir zahla,“ sagte er und lachte mich mit seinen weißen Zähnen an.“ Sie vergaß aber wohlweislich hinzuzufügen, daß der Italiener sein Entgegenkommen noch besonders blumig begründet habe, er entrichte diesen Tribut sehr gerne, weil „er at eine Tochts vil hubsch.“

Kümmerli überreichte seiner Tochter sofort das Vertragsformular, mit dem Auftrag, es durch Giovanni schleunigst unterzeichnen zu lassen.

„Versprochen ist gut, aber geschrieben ist besser!“ sagte er und machte sich hinter die Marroni, die er bedächtig mit seinen kralligen Habichtsfingern entschalte. „Das erspart uns jeden Tag ein Pfund Kartoffeln!“ schmunzelte er für sich. Sorgfältig las er die kleinsten Brosamen, die sogar ein Späzlein kaum bemerkt hätte, zusammen, tupfte sie auf und führte sie liebevoll zum Munde, indem er sie mit der Zunge vom Finger ableckte. Dabei begannen die Falten um den Mund und auf der Stirne ein drolliges Mienenspiel, ungefähr wie diejenigen einer Ziehharmonika, auf und ab, auf und ab.

In der Feststimmung wie er war, schob er Josephinen bei ihrer Rückkehr ein paar Kastanien mehr als in Alltagszeiten zum Schmausen hin. Dann übersah er die Unterschrift und legte den Schein zu den Akten.

„Der Giovanni schreibt wie ein Kanzlist,“ sagte er verwundert.

„Ja, er ist gar nicht ungebildet,“ antwortete Josephine, „und wird mit seiner natürlichen Freundlichkeit noch sein Glück machen. Vergleiche ich ihn mit unsern Burschen ähnlicher Abkunft, so erscheint er mir durch seine artige Dienstfertigkeit und sein ewig heiteres Gemüt neben ihnen wie ein Märchenprinz neben Fuhrknechten, welche die ganze Welt entzweifluchen, wenn sie einem etwas verständlich machen wollen.“

„Du scheinst ihn genau zu kennen, Josephine,“ bemerkte Kümmerli.

„Wie sollte ich ihn nicht kennen, hat er sich doch schon seit mehr als einem Jahr da drüben einquartiert!“ antwortete die Tochter, ohne über die spitze Bemerkung ihres Vaters irgendwie in Verlegenheit zu geraten. Das gefiel dem Alten und beruhigte ihn.

Giovannis Umzug war bald bewerkstelligt. Munter sang und piffte er dabei und seine Augen strahlten, als hätte er unvermutet eine Standeserhöhung erfahren und einen glänzenden Orden gekriegt. Aber er ließ es nicht beim bloßen Umziehen bewenden. Entsprechend der vornehmen Umgebung, in welche ihn das Schicksal hineingestellt, putzte er seinen Frucht-

laden stattlich und sauber aus, mit derselben Andacht, wie ein Gärtner im Frühling seine Beete bestellt, daß sie sich sehen lassen dürfen in der neuen Himmelsjonne. Was minderwertig war, verschenkte er an gute Kunden, die ihm umso mehr zugetan wurden. Aus Orangen und Zitronen machte er zierlich geschwungene Guirlanden, indem er sie auf saubere Gerten und Bänder legte und Feigenschnüre als Zotteln daran hängte. Binnen kurzem leuchtete Kümmerli's Hausflur wie ein farbiger Triumphbogen in die Gasse und auf den Platz hinaus, so daß keiner daran vorbeikamte, ohne der festlichen Dekoration einen fröhlichen Blick zu gönnen.

Der junge Mann wurde von Tag zu Tag munterer, wie ein Vogel, dem man den Käfig erweitert. Kam sein Hausherr über die Straße dahergetrampelt, so zog Giovanni schon von weitem den Hut, den er als bloßes Anstandsstück meist hinten auf dem Nacken trug, und sagte fröhlich: „Guten Aben, Err Kummerli“ . . . und je nach den Umständen fügte er hinzu: „Oh, macha schöne Wetta eut“ oder „macha schlechta Wetta, Prr!“ Dann pflanzte er sich dicht neben seinen Bratherd hin, um dem Hausherrn ehrerbietig Platz zu machen, und legte, wahrscheinlich aus militärischer Gewohnheit, die Hand salutierend an den Hut, wie wenn der Herr Hauptmann an ihm vorbeiging. Kam aber am Abend die Tochter nach Hause und sah er sie in der Ferne, so rollte er ein sauberes Blatt Papier zu einer Düte auf, füllte sie mit „Marconi ganz eiß“, soweit die zehn Tributkastanien überhaupt füllen konnten, und präsentierte die Gabe zierlich mit den Fingerspitzen. Dabei lächelte er, und sie lächelte dankend wieder. Es kam bald dazu, daß sie nie mehr an ihm vorbeiging, ohne ein paar freundliche Worte mit ihm zu wechseln.

Am Samstag war sie überrascht, den Vorplatz gefehrt und den Hausflur sauber gesegt zu finden. Hernach erstreckte sich Giovanni's Fürsorge sogar über die Treppe, die zum ersten Stock hinaufführte, und da er die Geräte zum Wischen, Fegen und Waschen aus Kümmerli's Küche entlehnte, war er in wenigen Wochen auch in diesem Reiche heimisch.

Seine Langmut versagte auch dann nicht, wenn es etwa galt, schwere Wäschekörbe auf das Estrich hinaufzutragen. So kam es, daß Giovanni in wenigen Wochen als Faktotum in eben dem Grade angesprochen wurde, als er anspruchslos war. Seine Dienste aber wurden von Kümmerli um so höher geschätzt, als er sie unentgeltlich leistete. Ohne daß es dieser indessen gewahr wurde, verschafften sie ihm, je unentbehrlicher er sich im Laufe der Monate machte, auch gewisse Familienrechte. Es war selbstverständlich, daß ihm Josephine für seine Leistungen gelegentlich einen guten Bissen oder ein Glas Wein zuhielt, sofern es nicht vom Vater kontrolliert war, ja, daß er an langen Winterabenden die beiden einsamen Leutchen in ihrer Stube durch sein gefühlvolles Harmonikaspiel unterhielt. Dafür gab es dann auch etwa Ständchen zu zweien in der dunkeln Tiefe des Hausflurs, wohin die fremden

Augen von der Straße her nicht dringen konnten. Endlich wurde es den Jungen zur Regel, sich beim Ein- und Ausgehen die Hand zu schütteln, und es war natürlich, daß dieser Händedruck immer inniger wurde, in dem Maße, als sich die Hand dabei bis ans Schultergelenk verlängerte. Bei diesen Arm- und Halsübungen wurden Josephinens Wangen immer heiß und heißer, je länger sie dauerten, und das bewegliche Blut schoß in solcher Fülle zum Kopf, daß sich die jungen Sinne verwirrten. Aber es war ein unsägliches Wohlgefühl dabei und Finchen machte sich keine besonderen Gedanken.

Eines Abends kam sie etwas später, aber dafür um so eiliger die Treppe heraufgestürmt, so daß sie ihren Vater, der eben auf den Behen aus der Stube geschlichen war, um nach ihr zu sehen, beinahe überrannt hätte. Ohne sich zu entschuldigen, legte sie die Düte mit den Kastanien auf den Tisch und eilte wieder hinaus. In der Küche mußte sie sich das Gesicht am Wassereimer fühlen, um vor den Vater treten zu dürfen.

„Josephine, was ist denn mit den Marroni passiert?“ fragte Rümmerli, als sie den Abendtisch bestellte.

Mit zerspeckten Schalen lagen sie und breitgedrückt wie Schnurfeigen auf dem Teller.

„Nichts besonderes,“ wollte sie sagen, verhefferte aber die Notlüge, noch bevor sie ganz heraus war, durch eine andere und sagte in großer Verwirrung: „Ach, ... sie sind mir auf der Treppe entfallen ... und da ... bin ich ... wie es scheint ... darauf getreten. Soll ich dir andere holen?“

„Nein, man findet das Geld nicht auf der Straße!“ sagte Rümmerli mit verhaltenem Ärger. „Hat er dir die Kastanien etwa zu heiß aus der Pfanne gegeben?“ spöttelte er und suchte ihr dabei in die Augen zu sehen. Allein sie wich seinen Blicken aus.

„Josephine! gehst du mit der Wahrheit um?“

Sie schwieg, noch immer abgewandt.

„Sieh mich an, Josephine!“

Eine purpurne Röte überflog ihr Gesicht. Ihre Brust hob und senkte sich in jäher Wallung.

Da stand er auf und trat erregt vor sie hin: „So, und jetzt will dein Vater wissen, was mit den Kastanien passiert ist! Wird's bald?“ Er stampfte auf den Boden.

Da bekannte sie in abgerissenen Sätzen: „Ich wollte durch den Gang ..

„Und?“

„Da fing mich Giovanni bei der Hand ...“

„Und da?“

„Und da zog er mich an sich ...“

„Und?“

„Und gab mir einen Kuß!“

„Was!“ freischte der Mann mit halb erwürgter Stimme. „Und du hast das geschehen lassen?“

„Ich konnte nichts dagegen machen!“

Rümmerli war geknickt und gebrochen, als es jetzt aus ihm herausfeuchte: „Man kann schon, wenn man will!“

Josephine schwieg. Sie fühlte sich schuldig.

„Josephine, so weit ist's mit dir gekommen!“ jämmerlte er. Als er sich dann ein wenig erholt hatte, bemerkte er mit heldenhafter Entschlossenheit: „So, jetzt weiß ich, daß ich meine leibeigene Tochter hüten muß. Ihn aber werf' ich morgen mit samt seinem Kram zum Hause hinaus.“

*

Eine solche Aufregung hatte der kleine Mann zeitlebens nie durchgemacht. Es setzte eine völlige Revolution in seinem Kopf ab; friedliche und kriegerische Gedanken, schlimmer Verdacht, den ihm die eigene Erfahrung, und freundliche Entschuldigung, wie sie die Liebe zum einzigen Kind, das sich immer so folgsam erwiesen, ihm eingab, wälzten und balgten sich ruhelos in seinem Gehirn und nahmen ihm den Schlaf. In der Morgendämmerung hatte er einen regelrechten Feldzugsplan entworfen und war seines Sieges gewisser als der General Dufour, da er die eidgenössischen Truppen gegen den Sonderbund aufmarschieren ließ.

Allein da er erst gegen Morgen einschlief und viel später als gewöhnlich aufstand, kam ihm der Feind zuvor.

Er war eben daran, sich die Bartstoppeln wegzurasierern, als es klopfte und auf sein ärgerliches „Herein!“ Giovanni im Sonntagsgewand, den Hut in der Hand, eine Blume im Knopfloch, gepuht und gestriegelt wie zum Tanz, auf der Türschwelle erschien und so hell wie eine Lerche am ersten Maienmorgen einen eigentlichen Begrüßungstriller anschlug.

„Guten Tag, Err Rümmerli!“

Rümmerli schwieg und griff nach seinem Stock. Giovanni bemerkte es und sagte ganz ruhig: „Stock nix nuß, nur fur Buben. Ich sein ein Mann. Cosa vuole? Abbiamo preso un marrone. Ecco tutto...“

Aben Dummeita macha. Giuseppina mi e molto cara, carissima.

St eiraten Josephina. Papa gut sein!“

Rümmerli war es, als sei er aus den Wolken gefallen und nicht eben erst sanft den Federn entstiegen.

Dann raffte er sich auf, rannte wütend auf Giovanni los, den Stock erhebend, und schrie ihn an: „Mach, daß du fortkommst, du Tagdieb!“

„Oho, ist nix stehla!“ entgegnete der Italiener stolz. „Meine ganze Errz — er legte die Hand auf die Brust — ist giba Josephina!“

Sachte entwand er dem Alten den Stock und stellte ihn in den nächsten Stubenwinkel.

„Auf der Stelle räumst du den Laden!“ pfauchte Kümmerli.

„Oh no!“ entgegnete Giovanni lächelnd, „iſ mieten ſur ein ganze Jahr!“ Dabei zog er ſeine Brieftaſche hervor und zeigte den Vertrag.

„Geh' zum Teufel!“ ſeuchte Kümmerli in ſinnloſer Wut.

„Oh no! ... Nix diavolo ... iſ Joſephina gehn!“ ſagte Giovanni, ohne ſeine Gemütsruhe zu verlieren.

„So geh' ich auf die Polizei und laſſe dich ins Gefängnis werfen.“

Daß war nun Giovanni doch zu viel, daß man ihm mit der verhaßten Polizei drohte, und er rief Kümmerli energiſch zu: „Taccia che vuole. Iſ nix furchten Polizei ... Addio, Err Kummerli; iſ warten, biß Wetta iſ schön.“

Damit entfernte er ſich ſacht und zog die Thür ruhig hinter ſich ins Schloß.

Kümmerli war mehrere Tage wie gelähmt. Er konnte ſich zu keiner Tat aufraffen. Natürlich verzichtete er ſofort auf den Tribut an Marroni, fand aber kein rechtliches Mittel, um Giovanni auf die Straße zu ſetzen. Nicht nur hätte er auf die fünfzig Franken Miete verzichten, ſondern oben-
brein noch eine Entſchädigung leiſten müſſen. So ertrug er denn die Dinge in läſſigem Mißvergnügen und ſchmollendem Verkehr mit der Tochter. Daß Leben war ihm vergällt.

Aber ſchon nach einigen Tagen regte ſich ſein Appetit nach Raſtanien. Und als ihm Joſephine eines Abends eine Düte voll brachte, ließ er ſie wohl in ihrem Beſein liegen, aß ſie aber nachträglich und inſgeheim mit Stumpf und Stiel auf.

Dann brach eine neue Kriſis aus, als ihm Joſephine im Verlauf einer Unterredung, die er mit väterlichen Vorſtellungen ruhig eingeleitet hatte, ebenſo ruhig antwortete, daß ſie entſchloſſen ſei, Giovanni zum Manne zu nehmen. Und als er ihr mit Enterbung und Verstoßung drohte, ſtellte ſie ſich und erklärte ſchlagfertig wie ein Advokat, daß ſie mündig ſei und ein Anrecht auf das mütterliche Vermögen habe.

Kümmerli fühlte ſich getroffen und geſchlagen. Er ergab ſich gutwillig in ſein Geſchick und ließ es geſchehen, daß ſie Giovanni heiratete. Natürlich räumten ſie das Haus und taten dafür in einem anderen Stadtteil einen kleinen Laden auf; der ſtach gar bald wegen ſeiner Sauberkeit und ſeiner appetitlichen Anordnung die in der Nähe liegenden aus.

Und mit dem Geſchäftchen gedieh auch das Glück der beiden, die mit wenigem zufrieden waren. Sie bekamen ein Kindlein, deſſen freudehelle Auglein den kleinen Laden ſchöner erleuchteten als die feiſten Glühbirnen, wenn die Mutter es zur Abwechſlung lächelnd in die Arme des Vaters legte.

Eine Zeitlang war es Kümmerli, als ſei er vergiftet. Er mochte kaum mehr eſſen und trinken, ſo ſehr hatte ihm ſein diplomatiſcher Mißerfolg den

Gaumen verbittert. Bereits dachte er daran, sein Testament aufzusetzen und seine Tochter zu enterben, soweit ihm das rechtlich zustand.

Aber als diese eines Tages mit dem Kindlein auf dem Arm anrückte und ihm eine wohlverpackte Düte mit schönen heißen Kastanien überreichte, war's, als ob ein Weihräuchlein seine Sinne gefangen nehme und sein Gemüt zur Verträglichkeit und Liebe umstimme, nicht anders, als wenn der Indianer die Friedenspfeife schmaucht. Wie angeslogen war der Appetit wieder da, so daß er bald wieder größere Spaziergänge unternehmen konnte, worauf er den Besuch erwiderte.

Giovanni war übermäßig ob seinem Erscheinen erfreut, gab ihm verschiedene Sachen, auch Viköre, zu kosten, die er jetzt führte, war lustig und freundlich wie je zuvor, nötigte ihn in die gute Stube hinauf und zeigte ihm sein Wirtschaftsbuch. Triumphierend wies er auf das Gedeihen seines kleinen Geschäftes hin. Das Herz des Alten taute auf und er ließ sich sogar dazu herbei, den Kleinen unterm Arm zu fesseln, ihn mit seinem faltigen Gesicht anzulächeln und lieblosend anzureden: „Du Lotter, du! Gelt, du bist ein Lotter?“

Nachdem so die Grundlage zu einem dauernden Frieden geschaffen war, kam er häufig aus freiem Antrieb, machte sich nützlich, indem er etwa an strengen Samstagen den Kleinen in Obhut nahm, und lernte in seinen hohen Jahren noch die Kastanienrösterei.

Als dann aber Giovanni eines Tages mit dem Plan herausrückte, ein zweites Geschäft an einer günstigeren Lage aufzutun, dem er seinen Bruder vorsehen würde, gefror Kümmerli's Herz wieder zu, er knüpfte den Rock fest, nahm den Hut und suchte sich so schnell als möglich außer Borggefahr zu bringen. Giovanni hatte nämlich darauf angespielt, daß er etwas Geld zu dem neuen Unternehmen benötige, das freilich in einem halben Jahre mit Zinsen zurückbezahlt würde. Kümmerli tat, als habe er das alles überhört und verabschiedete sich. Gleichwohl ließ er sich eine Düte Kastanien in die Rocktasche stecken, knapperte auf dem Heimweg mit Wollust an den Früchten herum, aß sie mit Genuß, indem er die Schalen säuberlich zusammenhielt und sie erst zu Hause wegwarf, nämlich auf das kostbare Düngerehäuflein hinten in seinem Garten.

An einem Sonntagnachmittag im Dezember kam Giovanni mit seiner Familie angefahren. Aus dem Kinderwagen wurden allerlei Leckerbissen, die das Geschäft führte, daneben auch ein Vikörfläschchen und selbstverständlich eine Dosis Kastanien ausgepackt. Kümmerli ging beim Anblick dieser guten Dinge das Herz auf und er anerkantete sich mit einer Großmüt, die ihm selber Wohltat und sein Selbstbewußtsein hob, genügend heißes Wasser zu einem Abendtee zu liefern, sofern die lieben Gäste Zucker und Lindenblust beisteuern würden. Dem feinen Vikör sprach er, bedächtig prüfend, aber doch

häufig nippend, zu, nachdem er seine Nase im Kastanienduft hatte schmelzen lassen. Allmählich erwärmte man sich bis zur Gemütlichkeit und als Giovanni einen Hopser auf der Ziehharmonika spielte, fuhr es dem alten Männchen so in die Glieder, daß er aufstand und mit seinem Stuhl zu der Gratismusik in der Stube herumhopschte. Das war ein Fest! Jetzt glaubte Giovanni endlich den Augenblick da, um mit seinem Schwiegervater von dem Plan zu sprechen, den er bereits einmal berührt hatte. Aber kaum hatte er sich mit Hilfe Josephinens ihrem Papa verständlich gemacht, so wurde es still und kalt im Gemach, als wäre der Bismarck hereingefahren und hätte alles Licht und alle Wärme und alle Heiterkeit mit seinem eigenen Hauch ausgelöscht und vertrieben.

„Nä, nä,“ eiferte Kümmerli; „ich höre lieber deine andere Musik, mit der da darfst du mir nicht kommen. Mein Ohr verträgt sie nicht. Mit solcher Musik mußt du den großen Bankiers aufwarten; mein Goldstrumpf ist noch nicht voll . . . eh, eh, was wollt' ich sagen: ich habe dieses Jahr großen Zinsverlust.“

Es war einfach nichts aus ihm herauszuquetschen, nicht einmal eine kleine Bürgschaft wollte er seinem Schwiegersohne leisten. „Bürgen tut wirgen!“ damit lehnte er diese Zumutung ab und fing schon jetzt an mit seinen Fingern an seiner Halsbinde zu zerren, als wäre es ihm in der betreffenden Gegend bereits zu eng geworden.

„Nä, nä! Seht, ich bin eine taube Nuß, aus der kein Tröpflein Öl herauszuholen ist, und wenn ihr noch so lange drückt und preßt. Ich kann gerade so kümmerlich hinleben mit dem, was ich erarbeitet habe. Sollte ich noch lange Jahre vor mir haben, was Gott verhüte, so würde ich Not leiden müssen.“

„Aber Vater, so schlimm ist es doch nicht!“ warf Josephine ein.

„Wa . . . wa . . . was! Woher weißt du es besser?“

Er war auf dem Punkte, sich neuerdings zu verraten und schwieg plötzlich in sich hinein. Als ihn aber nach einer Weile Josephine in freundlicher Weise an das Anliegen ihres Mannes erinnerte, fuhr er sie an: „Was fällt dir ein? In unserm alten Europa soll man noch bürgen? Man weiß ja nie, wenn's stirbt!“ Darauf blieb Giovanni nichts anderes übrig, als gute Nacht zu sagen. Trotzdem kam Kümmerli in den nächsten Tagen wieder bei Giovanni vorbei, um seine Bekereien, auf die er nun einmal unverbesserlich erpicht war, zu ergattern.

Da geriet Giovanni auf den Einfall, es ihm an Großmut zuvorzutun und den Versuch zu machen, ihm durch ein außergewöhnliches Geschenk das Herz zu erweichen.

Auf Weihnachten fuhr er mit einem Handkarren vor, lud einen wahr-

schaften Sack voll der schönsten und besten Marroni ab und überreichte ihn als Spende seinem Schwiegervater.

Rümmmerli war außer sich vor Freude und erkundigte sich breit und lang, wo und wie sie zweckmäßig aufzubewahren seien und auf welche verschiedene Weise man sie zubereiten könne. Dem guten Giovanni das sehnlichst erwartete Gegengeschenk anzubieten, vergaß er über seinem kindischen Vergnügen vollständig. Die Natur hatte ihm das Gefühl für die Wünsche anderer vor-
enthalten.

Jeden Abend vertilgte er nun mit der Wonne des Armen sein Marroni-Gericht, bald ganz, dann als Brei, bald gekocht und bald gebraten, bald mit, bald ohne Butter. Allein er hatte kaum ein Drittel verbraucht, so bemerkte er zu seinem Entsetzen, daß zuerst da und dort eine, dann mehr anfangen, wurmstichig zu werden.

Was nun? Verschenken . . . das ging doch nicht an!

Nein, nur das nicht. Was hat man davon? Also vergrößerte er schleunigst seine Portion um ein Erkleckliches, er aß zwei-, dreimal den Tag hindurch, um ja nichts verwüsten und zum Abfall werfen zu müssen. Denn das war eine Todsünde vor seinem christlichen Gewissen.

Da begann er eines Tages Beschwerden im Unterleib zu empfinden; die wurden immer ärger und zuletzt unerträglich, so daß er sich stöhnend zu Bette legte.

Als der Milchmann eines Morgens umsonst an Rümmmerlis Hausglocke zog, gingen die Nachbarn, um nachzusehen. Der Arzt kam auf die Bitte Josephinens diesmal vor dem Tode, doch nicht früh genug. Er starb an einer Darmentzündung, die er sich durch übermäßiges Kastanienessen zugezogen hatte. Unter seiner Matratze fanden die Erben einen mit rotem Gold gefüllten Strumpf, welcher natürlich zum Gegenstand aufrichtiger Trauer wurde.

Die Habsburg.

Wie in Tirol der Brenner und die von ihm nach Nord und Süd sich erstreckenden Quertäler, so bildete auch die über den St. Gotthard aus dem sonnigen Süden längs des Tessin und der Reuß führende uralte Alpenstraße den gebräuchlichsten Weg für Kriegszüge und Handel und Wandel im Mittelalter. Und solche Wege wurden allenthalben in dieser gewalttätigen Zeit durch starkgebaute Burgen und die kriegerischen Geschlechter beschützt, welche auf ihnen als Lehenkleute nach den verschiedenen Formen deutschen Rechts hausten. Daraus erklärt sich die ungewöhnliche Menge von Burgenresten, welche die Landschaften des Kantons Aargau, das Zugangsgebiet zum St. Gotthard, malerisch schmücken.

Unter den ritterlichen Geschlechtern des Kantons Aargau hatte das der Habsburger im 10. Jahrhundert überwiegende Macht gewonnen. Die krie-